

Anne  
Nørdby

EIS.  
KALT.  
TOT.

Thriller

GMEINER





Anne  
Nørdby

**EIS.  
KALT.  
TOT.**



Anne  
Nørdby

EIS.  
KALT.  
TOT.

Thriller

GMEINER



Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie  
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag  
Instagram: @gmeinerverlag  
Twitter: @GmeinerVerlag

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.gmeiner-verlag.de](http://www.gmeiner-verlag.de)

© 2021 – Gmeiner-Verlag GmbH  
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch  
Telefon 07575/2095-0  
[info@gmeiner-verlag.de](mailto:info@gmeiner-verlag.de)  
Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Katja Ernst  
Herstellung: Julia Franze  
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart  
unter Verwendung eines Fotos von: © Jonas / adobe stock  
Manon van Goethem / shutterstock  
Antony McAulay / shutterstock  
ISBN 978-3-8392-6885-8

*Personen und Handlung sind frei erfunden.  
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen  
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.*





# 1. KAPITEL

Bente Villumsen wollte weg. Sie schulterte ihren Expeditionsrucksack und öffnete die Wohnungstür. »Tschüss, Schatz!«, sagte sie zu ihrem Mann, der hinter ihr stand, und gab ihm einen Kuss. »Wir sehen uns in einer Woche.«

»Ja, mach's gut. Und viel Erfolg!« Er strich über ihre Wange und lächelte.

Bente löste sich von ihm und trat in den Hausflur. Sie winkte Arnt zu und lief rasch die Treppen hinunter. Das Taxi zum Bahnhof wäre sicher bald da. Sie hätte auch oben in der warmen Wohnung warten können, aber sie ertrug Arnts Gegenwart nicht länger. Sie war froh, hier rauszukommen. Das beenende Gefühl, das jetzt im Winter noch stärker wurde, ließ ihr kaum Luft zum Atmen. Lag es am Schnee, an der Kälte? Oder war es die Dunkelheit? Jedenfalls bot ihr die Geo-Konferenz in Bremerhaven am AWI die perfekte Gelegenheit, eine Auszeit zu nehmen. Es würde ihr guttun, etwas anderes zu sehen und sich mit anderen Wissenschaftlern auszutauschen. Ihre Arbeit im Institut war das Einzige, was sie momentan aufrechterhielt. Was ihr einen Hauch von Normalität verschaffte und was sie nicht ständig an das denken ließ, was vor ein paar Monaten passiert war. Ihr Mann wusste nichts davon. Sie konnte es ihm nicht erzählen, sie durfte es nicht.

Bente erreichte die Haustür und zog sie auf. Eisige Luft schlug ihr entgegen. Eine Luft, die sie an das erinnerte, was ... Auch deshalb wollte sie weg. Es schien ihr, als würde die Kälte sie verfolgen.

Sie stellte ihren Rucksack auf den Bürgersteig und schlug fröstelnd den Kragen ihrer Jacke hoch. Hoffentlich brauchte

das Taxi nicht mehr lange. Sie vermied es, sich umzudrehen und an der Hausfassade nach oben zu sehen. Mit Sicherheit stand Arnt am Fenster und blickte zu ihr hinunter. Es tat ihr wirklich weh, ihn so zu behandeln, aber es ging nicht anders. Bente presste die Lippen aufeinander. Hätte sie doch nie diesen Vertrag unterschrieben! Und hätte sie bloß nie einen Fuß auf diesen verfluchten Gletscher gesetzt!

Sie hörte das Knirschen von Reifen auf Eis und hob den Kopf. Ein Taxi erschien in der verschneiten Straße. Sie hob den Arm und winkte. Der schwarze Mercedes hielt neben ihr an. Der Fahrer, ein dünner Mann mit Baseballkappe und dichtem Vollbart, stieg aus und half ihr beim Einladen ihres schweren Rucksacks in den Kofferraum. Dann setzte sie sich auf den Rücksitz, nannte dem Fahrer ihr Ziel, und sie fuhren los.

Draußen schwebten die Lichter der winterlichen Stadt vorbei. Es war kurz vor sieben am Morgen und noch waren nicht viele Menschen unterwegs, erst recht nicht bei dem außergewöhnlich kalten Wetter. Bente hatte mit Absicht eine frühe Verbindung ausgewählt. Sie konnte es kaum erwarten, Kopenhagen hinter sich zu lassen. Im Zug würde sie es sich gemütlich machen, ein Buch lesen und das Wienerbrød zum Frühstück essen, das sie sich gleich am Bahnhof holen würde. Dazu einen schönen Caffè Latte. Bente fühlte, wie ihr innerlich etwas leichter wurde.

Sie passierten die Geschäfte und Cafés in der Vesterbrogade und schließlich bog das Taxi in die Bernstorffsgade ein. Der Bahnhof kam in Sicht und Bente wollte sich schon abschnallen, doch der Fahrer fuhr einfach vorbei.

»Äh, Moment mal«, sagte sie. »Sie müssen anhalten. Ich will hier raus.«

Der Fahrer antwortete nicht.

»Haben Sie gehört? Ich will aussteigen. Am Bahnhof!«

Das Taxi bog nach links ab in die Straße zwischen dem Tivoli und der Ny Carlsberg Glyptotek.

»Hallo?«, rief Bente nach vorn. »Halten Sie gefälligst an!« Ärger packte sie. Was sollte das? War der Kerl taub? Vorhin hatte er doch verstanden, wo sie hinwollte. Als der Mann immer noch nicht reagierte, beugte sich Bente in den Spalt zwischen den beiden Sitzen und sah ihn an. Als sie seinen starren Blick bemerkte und erkannte, dass sein Bart nur angeklebt war, packte sie die Angst.

Die große Kreuzung zum H. C. Andersens Boulevard lag vor ihnen. Dort warteten mehrere Autos vor der roten Ampel und eine Reihe Fahrradfahrer. Bente überlegte, ob sie aus dem Taxi springen sollte. Dann müsste sie zwar ihr Gepäck im Kofferraum zurücklassen, aber sie wäre wenigstens weg von diesem Verrückten!

Sie wollte sich gerade wieder zurücklehnen und zur Tür rutschen, da schnellte die Faust des Fahrers auf sie zu und traf sie mitten im Gesicht. Es knackte laut und Bente stach der Schmerz direkt ins Hirn.

Aus ihrer Kehle drang ein halb verwunderter, halb entsetzter Laut. Sie wollte die Hand heben, um sich zu schützen, doch da traf sie der nächste Schlag mit voller Wucht. Diesmal an der Schläfe, sodass Bente Sterne sah. Blut schoss ihr in den Rachen und Tränen in die Augen.

Sie wollte etwas sagen, da gab der Mann Gas und raste bei Grün um die Kurve. Bente wurde auf dem Rücksitz hin und her geschleudert und stieß sich hart Ellenbogen und Kopf an.

»Hilfe«, kam es blubbernd aus ihrem Mund. »Hi-Hilfe!«

Doch im selben Moment wusste sie, dass niemand sie hören würde.

## 2. KAPITEL

Mit Zähnen aus Eis biss sich der Februar in die Stadt. Hielt die Häuser, Straßen und Menschen in seinem klirrend kalten Griff. Eisschollen trieben im Hafengebäck und schoben sich auf den Kanälen wie eine kalte Kontinentaldrift übereinander. Das war ungewöhnlich für die dänische Hauptstadt, in der dank ihrer Nähe zum Øresund meist ein milderer Klima herrschte. Doch ein stetiger Nordwind brachte seit Wochen arktische Kälte bis in den skandinavischen Süden.

Minus 15 Grad um halb neun Uhr morgens, Frostblumen an den Fenstern und knirschender Schnee unter den Sohlen. Dinge, auf die Jesper Jørn Bæk allzu gerne verzichtet hätte. Missmutig stopfte er seine Hände trotz Handschuhen in die Jackentaschen. Ein paar unerschrockene Fahrradfahrer kurvten an ihm vorbei und kämpften sich durch die schneidende Kälte, die sich in seine Wangen fraß. Verdammt, morgen würde er sich so einen dämlichen Gesichtsschutz kaufen, wie ihn die Radfahrer trugen. Mit einem grinsenden Totenkopf darauf. Er zog die Kapuze noch tiefer in sein Gesicht. Zwar erinnerte er in seiner Daunenjacke an ein schwarzes Michelin-Männchen, aber sie hielt ihn wenigstens warm. Im Gegensatz zu seiner Jeans, die sich steifgefroren um seine Oberschenkel legte. Scheißwinter!

Jesper sah sich um. Er stand vor der Fahrradbrücke, die hinüber nach Christianshavn führte. Zu seiner Rechten lagen die bunten Häuser vom Nyhavn und vor ihm der Innenhafen mit den darauf treibenden Eisschollen. Wo musste er noch mal hin? Kirsten Vinther, seine Kollegin bei der Kopenhagener Mordkommission, hatte ihn vor einer halben Stunde angerufen, als er gerade in seiner warmen Küche beim Frühstück gesessen hatte.

»Komm zum Schauspielhaus, das liegt direkt am Ende des Nyhavnkanals. Ein schwarzer Würfel, nicht zu verfehlen. Und beeil dich, wir haben einen Toten.«

Na super. Nicht zu verfehlen? Er drehte sich um die eigene Achse. Wo war dieses verdammte Schauspielhaus? Er konnte keinen schwarzen Würfel entdecken. Und er befand sich ganz sicher am Ende des Nyhavnkanals. Oder doch nicht?

Nach vier Wochen in Kopenhagen kannte er sich in der Stadt nach wie vor nicht so richtig aus und verirrte sich ständig. Er fluchte, kleine Wölkchen stiegen von seinem Mund auf. Die Blöße, jemanden nach dem Weg zu fragen, wollte er sich nicht geben. Außerdem liefen hier ohnehin nur Touristen herum.

Jesper ging ein Stück auf die Fahrradbrücke hinaus und wandte sich nach links, dabei entdeckte er einen schwarzen Kubus, der hinter dem »Hotel 71« zum Vorschein kam. Schnell machte er kehrt und schlitterte über den vereisten Fußweg zurück auf die andere Seite des Nyhavnkanals. Über das Kopfsteinpflaster an der Mole schaffte er es gerade noch im aufrechten Gang, legte sich dann aber auf der hölzernen Rampe zum Schauspielhaus auf die Schnauze. Schimpfend rappelte er sich auf und rieb sich den schmerzenden Ellenbogen.

Das ungewöhnlich kalte Wetter zehrte zusätzlich zu seinem Wechsel nach Kopenhagen an seinen Nerven. Leider lag sein nächster Flug in die Sonne in weiter Ferne. Erst für Mai hatte er seinen Urlaub gebucht. Jesper klopfte sich den Schnee von der Hose und brachte sich in eine würdevolle Haltung. Erneut sah er sich um. Vor ihm ragte das Gebäude des Schauspielhauses auf, aber nirgendwo waren Polizisten oder eine Absperrung zu entdecken. Schräg gegenüber auf der anderen Seite des Hafenbeckens thronte der hässliche Block der neuen Oper. Skandinavisches Trutzdesign. Nicht sein Geschmack.

Als er seinen Blick von der optischen Verschandelung abwandte und seinen Weg fortsetzte, blinkten ihm die Blau-

lichter von Polizei- und Feuerwehrwagen entgegen. Na endlich. Er hatte den Einsatzort gefunden.

Ein Aluminiumboot der Feuerwehr manövrierte zwischen den Eisschollen umher. Die Männer darin stießen sich mit langen Stangen von den Eisbrocken ab. Sie trugen neongelbe Rettungsjacken und einer von ihnen hielt einen Bootshaken in der Hand. Jesper korrigierte seine Beobachtung. Der Mann mit dem Bootshaken war eine Frau, genauer gesagt Kriminalkommissarin Kirsten Vinther. War ja klar, dass sie das keinem Kollegen überließ, sie war ein harter Hund und ein Kontrollfreak obendrein. Kirsten stand hinten im Boot und konzentrierte sich auf das schwarze Wasser. Ihren Schal hatte sie vor den Mund gezogen und die graue Strickmütze hing ihr so tief ins Gesicht, dass man nur ihre Nase und die Augen erkennen konnte.

Jesper trat auf einen Polizisten in Uniform zu, der vom Rand des abgesperrten Bereichs aus die Aktion beobachtete.

»Jesper Bæk, Mordkommission«, sagte er mit gezücktem Ausweis, und der Kollege ließ ihn passieren. Jesper schlitterte die vereiste Mole entlang und stieß zischend Luft aus. Verdammst, ein falscher Tritt und man landete im Hafenbecken. Er musste sich dringend vernünftige Winterstiefel kaufen. In seiner Naivität hatte er angenommen, dass es in Kopenhagen nie so kalt werden würde, dass er arktische Winterklamotten bräuchte. Unsicher kam er neben einem rostigen Poller zum Stehen und blickte zum Boot hinab, das zwischen den Eisschollen schaukelte.

»Hej, Kirsten!«, rief er. »Was gibt's?«

»Da bist du ja endlich!«, gab seine Kollegin zurück. Sie machte sich nicht einmal die Mühe ihn zu grüßen, und begann sogleich mit den Fakten. »Ein Toter liegt im Wasser. Ein Pasant hat ihn heute Morgen entdeckt. Wir versuchen gerade, ihn rauszuholen.« Sie zeigte auf etwas Blasses, das neben dem Boot trieb. Als Jesper den nackten Körper mit der bläulich gefrore-

nen Haut bemerkte, rieselte es ihm kalt über den Rücken. Etwas stimmte damit ganz und gar nicht.

»Hat die Leiche etwa keinen Kopf mehr?«

»Sieht danach aus«, antwortete Kirsten.

»Aber warum? Liegt sie schon so lange im Wasser, dass er abgefallen ist?«

»Keine Ahnung, das werden wir hoffentlich bald wissen. Dr. Bostrup müsste gleich hier sein.«

Jesper rollte heimlich mit den Augen. Den zuständigen Gerichtsmediziner hatte er bereits bei einer anderen Gelegenheit kennengelernt. Dr. Flemming Bostrup war ein glatzköpfiger Mittfünfziger mit seltsamem Humor und einem stechenden Blick, der bewertend über Jesper geglimmt war.

Jesper presste die Kiefer aufeinander. Er hasste es, der Neue zu sein, der Bauerntrampel vom Lande. Aber er war selbst schuld, schließlich war es sein Wunsch gewesen, nach Kopenhagen versetzt zu werden.

Er trat von einem Bein aufs andere, während die Kälte seine Glieder hinaufkroch und drohte, sich seiner privateren Regionen zu bemächtigen. Ungeduldig verfolgte Jesper die Bergungsaktion, die nur zäh vorankam. Mit dem Haken bugsierte Kirsten den Körper behutsam zum Boot, wo sich zwei Feuerwehrmänner vorbeugten und versuchten, ein feinmaschiges Netz unter dem Toten zu platzieren. Wasserleichen waren empfindlich, es war nicht leicht, sie möglichst an einem Stück und ohne weitere Beschädigungen an Land zu ziehen. Plötzlich drehte sich die Leiche im Wasser, und Jesper konnte das gräulich ausgefranste Fleisch rund um den freigelegten Wirbelknochen am Hals sehen. In seinem Magen meldeten sich der Kaffee und die zwei Tebirkes zu Wort, die er gefrühstückt hatte. Das wunderte ihn, denn normalerweise ekelte er sich vor nichts.

»Schön unten bleiben, Freunde«, sagte er leise und sog die eisige Luft ein, um das flaue Gefühl zu vertreiben. Derweil war

es den beiden Männern gelungen, die Leiche mithilfe des Netzes an Bord zu hieven. Jetzt lag sie auf einer weißen Plastikplane und würde hoffentlich bald in einem der Leichensäcke verschwinden. Mit nach oben gestrecktem Daumen signalisierte Kirsten den Kollegen an der Mole, dass die Aktion geglückt war.

»Eine kopflose Leiche. Fucking cool, oder nicht?«, fragte ein Kriminaltechniker im weißen Overall neben Jesper, grinste breit und schoss eifrig Fotos.

»Hm«, brummte Jesper, der innerlich damit beschäftigt war, mit seinem Mageninhalt zu diskutieren. Die Begeisterung des jungen Kriminaltechnikers konnte er nicht teilen. Er ahnte, dass dieser Fall ein gefundenes Fressen für die Presse werden würde. Es erinnerte ihn an den durchgeknallten U-Boot-Killer, der vor ein paar Jahren eine schwedische Reporterin zersstückelt und in den Øresund geworfen hatte. Auch wenn er das Ganze damals lediglich aus der Ferne mitverfolgt hatte, war es für ihn das widerlichste und zugleich verrückteste Verbrechen gewesen, das es in Dänemark je gegeben hatte. Um solche Fälle hatte er die Kopenhagener Polizisten nie beneidet. Und nun war er einer von ihnen. Ein Hauptstadtbulle. Er wusste nicht, wie er das fand.

Mit zusammengekniffenen Augen beobachtete Jesper, wie der Tote vom Boot zur Mole hinaufgezogen wurde. Danach wandte er sich um, weil er überprüfen wollte, wer sich das Spektakel ansah. Nicht selten tauchten Täter erneut am Ort des Verbrechens auf, um sich an ihrer Tat zu ergötzen. Aber hinter ihm hatten sich bisher nur wenige Neugierige am Absperrband versammelt. Ein Paar, vermutlich Touristen, denn die Kleidung war kaum dem Wetter angepasst, ein Mann mit grauer Mütze und ähnlicher Daunenjacke, wie er selbst sie trug, ein Fahrradfahrer mit Helm und drei ältere Frauen, dick eingemummt in modische Wintermäntel. Hoffentlich war keiner von denen von der Presse. Sonst spräche sich die Nachricht von dem Toten schnell



herum und dann würden ihnen die Reporter um die Hacken schwirren wie die Fliegen.

»Jesper Bæk?«, hörte er plötzlich seinen Namen. Es war der Kerl mit der Daunenjacke.

»Ja?«, fragte er misstrauisch.

»Du bist es wirklich? Das ist ja ein Ding!« Der Mann lachte. »Erkennst du mich nicht? Jonathan Møller. Jonny M.« Er zog seine Mütze vom Kopf. »Sag, was machst du denn hier?«

Skeptisch blickte Jesper in das sommersprossige Gesicht des alten Schulkameraden. In Ringkøbing hatten sie des Öfteren miteinander zu tun gehabt, weil Jonny M. bei der lokalen Presse arbeitete und die Berichte über die Polizeieinsätze in der Region schrieb.

»Das Gleiche könnte ich dich fragen«, sagte er. »Machst du Urlaub?«

Jonny M. schüttelte den Kopf. »Nein, ich arbeite seit ein paar Monaten für das Ekstra Bladet. Ich wohne jetzt in Kopenhagen.«

»Aha«, entgegnete Jesper knapp und seufzte innerlich. Nun hatten sie doch die Presse am Hals.

»Ich habe es nicht mehr ausgehalten in der Provinz«, plapperte Jonny M. munter weiter. »War mir auf Dauer zu öde. Und du? Wolltest du auch Hauptstadtluft schnuppern? Hast du dich versetzen lassen? Was macht Lisa? Ist sie ebenfalls in Kopenhagen? Das ist ja cool.«

»Hm, hm«, brummte Jesper, der den Reporter ganz bestimmt nicht in seine privaten Angelegenheiten einweihen wollte.

»Kannst du mir vielleicht was über den Leichenfund verraten?« Jonny deutete in Richtung Hafenbecken.

Jesper, der sich fragte, wie zum Teufel die Pressehaie so schnell davon erfahren hatten, schüttelte den Kopf.

»Ach, komm schon. Um der alten Freundschaft willen.«

»Tut mir leid. War schön, dich getroffen zu haben. Ich muss wieder an die Arbeit.«

»Alright, wir sehen uns! Gern mal auf ein Bier.« Jonny winkte ihm hinterher.

Jesper drehte sich um und stieß erschrocken Luft aus. Hinter ihm stand Kirsten Vinther, als wäre sie aus der Erde gewachsen.

»Wer ist das?«, fragte sie scharf.

»Ein alter Schulfreund«, erklärte Jesper und setzte sich in Bewegung. Er wollte weg von der Absperrung. Kirsten folgte ihm.

»Ist der von der Presse?«

»Ich habe ihm nichts gesagt, wenn es das ist, was dich interessiert. Und es ist reiner Zufall, dass wir uns begegnet sind. Der Typ war vorher bei der Zeitung in Ringkøbing und ...« Jesper hielt inne. Warum rechtfertigte er sich? Er hatte nichts getan.

»Und ... weiter?« Kirsten blickte ihn mit ihren schwarzen Augen an. Sie war größer als er. Nicht viel. Und eigentlich hatte er nichts gegen große Frauen, aber Kirsten hatte etwas an sich, das ihn sich jedes Mal noch kleiner fühlen ließ. Ob es ihre reglose Miene war oder ihre zynische Art, das wusste er nicht. Es reichte zumindest, dass er sich von ihr ständig in die Defensive gedrängt fühlte.

»Nichts.« Jesper wandte sich dem Hafengebäude zu.

Der Leichnam war mittlerweile samt Plastiksack auf eine Bahre verfrachtet worden. Daneben hockte Dr. Bostrup in einem weißen Overall und mit Mundschutz und gab seinem Assistenten mit knappen Handbewegungen Anweisungen. Seufzend stapfte Jesper Kirsten hinterher. Seine Zehen pochten heftig vor Kälte, und er hoffte, dass sie draußen bald fertig wären, sonst würde er die Mittagspause nicht mehr erleben.

»Hej«, grüßte er den Gerichtsmediziner.

»Hej«, antwortete Dr. Bostrup und sah Kirsten an.

»Und?«, fragte sie.

»Männlich, zwischen 30 und 40 Jahren. Gut ausdefinierte Muskeln. Relativ groß. Die genaue Größe ist ohne Kopf schwer

zu sagen, das werden wir aber noch herausfinden. Weiße Hautfarbe, vermutlich Nordide.« Bostrup wies auf die Schambehaarung. »Blond. Keine Tattoos, dafür eine Narbe am linken Knie. Vielleicht eine Sportverletzung.«

»Der Penis fehlt«, stellte Kirsten trocken fest. »Würde er von den Fischen abgefressen?«

Mit unbehaglichem Gefühl betrachtete Jesper die Stelle, auf die der Gerichtsmediziner seinen behandschuhten Finger legte. Eine rundliche Wunde im blassen Fleisch.

»Schwer zu sagen«, brummte Bostrup. »Die Wundränder sind ausgefranst. Der Mann lag mit dem Bauch nach unten im Wasser, gut möglich, dass sein Schniepel interessant war für die Fische.« Er gab dem Assistenten ein Zeichen, dass er die Leiche auf die Seite drehen sollte, um einen Blick auf den Rücken zu werfen. Bostrup schüttelte den Kopf. »Ansonsten keine sichtbaren Beeinträchtigungen. Insgesamt gibt es wenig Tierfraß, ebenso kaum Treibverletzungen, was darauf hindeuten könnte, dass der Leichnam nicht lange im Wasser gelegen hat. Es gibt jedenfalls nur geringe Anzeichen von innerlicher Gasbildung oder Waschhautbildung.« Er hob den Arm des Toten an und deutete auf das, was alle bereits registriert hatten. »Keine Fingerkuppen. Sieht so aus, als seien sie mit einer Art Zange oder Bolzenschneider abgetrennt worden, die Knochen sind gesplittert. Ganz bestimmt kein Fischfraß.« Er platzierte den Arm achtsam neben der Leiche. Dabei wirkte er beinahe liebevoll.

Blitzlicht flammte auf. Der KTU-Mann machte fleißig Fotos.

»Vielleicht wollte der Täter verhindern, dass wir die Leiche identifizieren«, konstatierte Kirsten.

»Möglich«, antwortete Dr. Bostrup und betastete den Halsstumpf. »Der Kopf wurde sauber abgetrennt, vermutlich mit einer elektrischen Säge. Hier – an diesem freiliegenden Wirbelkörper sind feine Rillen zu erkennen.«

»Todesursache?«

»Das lässt sich noch nicht sagen. Für den armen Kerl hoffe ich jedoch, dass ihm Penis und Kopf nicht bei lebendigem Leib abgetrennt wurden.«

»Todeszeitpunkt?« Kirstens Fragen kamen wie aus der Pistole geschossen. Sie und Bostrup waren ein eingespieltes Team, das merkte man. Jesper fühlte sich ein wenig außen vor und vermisste nicht zum ersten Mal seine alten Kollegen aus Ringkøbing. Verdammt, er hatte Heimweh!

»Grob geschätzt wurde der Mann vor zwei Tagen getötet. Genaueres bekommt ihr später mit meinem vorläufigen Bericht.«

»Danke, Flemme.« Kirsten nickte.

Jesper verlagerte unruhig das Gewicht von einem Bein aufs andere. Er wollte etwas sagen, traute sich jedoch nicht. Ihm war ein Detail aufgefallen. Bemerkten die anderen das nicht? Er räusperte sich, und zuerst wirkte es, als würden Kirsten und Bostrup nicht darauf reagieren. Doch dann wandten sie sich ihm zu.

»Ähm, ich ... also ...« Jesper hasste sich dafür, dass er so unsouverän vor sich hin stammelte. Was war bloß los mit ihm? »Da sind merkwürdige Einschnitte in der Haut am Hals. Sie verlaufen senkrecht zum Wundrand.« Er zeigte auf die Stellen, die in gleichmäßigen Abständen um den Stumpf herum verliefen.

Bostrup runzelte die Stirn. »Ja, die sind mir aufgefallen. Was ist damit?«

»Das ist doch nicht auf natürlichem Wege entstanden.«

»Nein, das ist richtig.«

»Könnte uns das nicht verraten, was ... Ich meine, wie ...?« Jesper ballte eine Faust in seinem Rücken. »Ich meine, warum gibt es diese Einschnitte? Ich finde, sie sehen nicht so aus, als seien sie beim Absägen entstanden, dafür sind sie zu regelmäßig.«

Die steile Falte zwischen Bostrups dunklen Augenbrauen wurde noch tiefer. Verstand er nicht, was er sagen wollte? Auch Kirsten bedachte ihn mit einem dieser völlig blanken Gesichtsausdrücke.

»Ach, vergesst es«, wollte Jesper schon sagen, da streckte Bostrup eine Hand aus und strich mit einer sanften Bewegung über einen der Einschnitte. Sie waren circa einen Zentimeter lang.

»Sie haben recht, Herr Bæk«, sagte er. »Das ist ein unnatürliches Muster. Aber das sind keine Schnitte, sondern ...« Er beugte sich tiefer über die Leiche. »Das könnten Einstiche gewesen sein, die ausgerissen sind. Als ob ...«

»... etwas am Hals festgenäht gewesen wäre?«

Bostrup und Kirsten starrten Jesper an. Der Gerichtsmediziner nickte langsam. »Das könnte sein. Ich werde das untersuchen, sobald ich die Leiche im Institut habe. Deshalb würde ich sie jetzt gerne abtransportieren lassen, wenn's recht ist.«

»Natürlich. Je eher wir Informationen von dir bekommen, desto besser.« Kirsten stopfte ihre Hände in die Jackentaschen. »Und wir versuchen, den Kopf zu finden. Vielleicht ist er abgefallen und im Hafenbecken versunken. Ich frage mich nur, warum der Mörder den Kopf erst abschneidet und dann wieder drannäht – falls die Theorie denn stimmt. Hoffentlich ist das nicht wieder so ein durchgeknallter Idiot wie der U-Boot-Killer. Das hätte uns gerade noch gefehlt. Deshalb gilt vorerst absolute Nachrichtensperre. Keinerlei Informationen an die Presse, verstanden?«

Warum sah sie ihn dabei an? Etwa wegen Jonny?

»Klar«, antwortete Jesper trotzig.

Als der Leichenwagen und Dr. Bostrups Auto abgefahren waren, telefonierte Kirsten kurz mit ihrer Chefin und informierte sie, dass sie ein Team von Spezialtauchern bräuchten, die mit vier Grad kaltem Wasser und Eisschollen fertigwurden. Dann legte sie auf und blickte eine Zeit lang auf das Hafembe-

cken. Schräg gegenüber thronte die Oper grau und wuchtig vor dem bleiernen Himmel. Dahinter stiegen weiße Dampfwolken von der modernen Müllverbrennungsanlage auf.

Großstadtidylle.

»Na!«, sagte Kirsten unvermittelt. »Wir sind hier fertig. Die Therkildsen will, dass wir schnellstmöglich eine Taskforce bilden. Das heißt: Goodbye, Wochenende. Kannst dich schon mal darauf einstellen, Kollege.«

Jesper verzog keine Miene und nickte. Er war fest entschlossen, sich durch nichts von dem schocken zu lassen, was Kirsten äußerte.

»Los, komm. Ich nehme dich im Wagen mit.« Sie stapfte zu dem zivilen Polizeiwagen hinüber, der vor der Absperrung parkte. Jesper folgte ihr und geriet ein paarmal auf den eisigen Flächen ins Rutschen. »Du solltest dir andere Schuhe kaufen.«

### **3. KAPITEL**

Marit Rauch Iversen drückte auf den roten Hörer und ließ das Handy sinken. Sie hatte eine Mail von Professor Jeff Henrey bekommen und ihn sofort angerufen.

Professor Henrey lehrte Psychologie an der University of Greenwich in England und betreute eine Forschungsgruppe mit

besonderen Ausnahmetalenten: Menschen, die andere anhand ihrer Gesichter blitzschnell und treffsicher identifizieren konnten, obwohl sie diese zuvor nur einmal gesehen hatten. Laut einer Studie besaß lediglich ein Prozent der Bevölkerung diese besondere Gabe, und Marit zählte dazu. Sie war eine sogenannte Super-Recognizerin.

Es war ihr schon immer leichtgefallen, sich die verschiedensten Gesichter zu merken, und sie erkannte Leute sogar an ihrem Gang. Aber wirklich ans Tageslicht gekommen waren ihre überragenden Fähigkeiten erst bei einem Lehrgang beim FBI, damals, als sie noch bei der dänischen Polizei gearbeitet hatte. Einer der Lehrgangsleiter in Quantico war während einer Übung auf ihr Talent aufmerksam geworden und hatte sie nach Beendigung der Seminare an Professor Henrey weiterempfohlen, der gerade ein Forschungsprojekt auf diesem Gebiet ins Leben gerufen hatte. In dem von Henrey entwickelten Eingangstest erreichte Marit 98 Prozent Trefferquote. Der Professor hatte sie daraufhin nach Greenwich eingeladen und ihr gezeigt, woran er arbeitete. Er wollte erforschen, warum manche Menschen diese besondere Gabe besaßen und andere nicht. Denn eines hatte er bereits herausgefunden: Entweder war man ein Super-Recognizer oder man war keiner, erlernen konnte man diese Fähigkeiten nicht, lediglich das vorhandene Talent trainieren und ausbauen. Und das war Henreys zweites Anliegen. Er wollte weltweit Super-Recognizer aufspüren und sie in einem speziellen Trainingsprogramm ausbilden, denn nicht nur die Wissenschaft interessierte sich brennend für das Phänomen der Gesichtserkennung, sondern auch sämtliche Polizeibehörden. Und so wurde Marit Iversen eine der ersten Versuchspersonen im Recognizer-Programm von Professor Henrey, mit dem sie seither eng zusammenarbeitete. In regelmäßigen Abständen traf sie sich mit anderen Recognizern, tauschte sich aus und leitete selbst Trainingsseminare bei der

Polizei oder beim PET, dem dänischen Geheimdienst. Außerdem wurde sie regelmäßig von nationalen wie internationalen Sicherheitsbehörden um Hilfe gebeten, um Terroristen oder andere Verbrecher auf Überwachungsvideos zu identifizieren.

Ein Job, der vielseitig war und sie erfüllte. Vor allem aber unterlag er nicht den strengen Regularien und Vorgehensweisen der Polizei. Denn Regeln, so hatte Marit im Laufe der Zeit festgestellt, waren nichts für sie.

Sie hob den Kopf und blickte aus dem runden Bullaugenfenster des Hausbootes, auf dem sie wohnte. Heute schien es nicht hell werden zu wollen. Ein weiterer unfreundlicher Wintertag hauchte seine Kälte gegen die Scheibe. Marit zog sich die Wolldecke fester um die Schultern. Trotz der Elektroheizung und des Feuers, das sie nach dem Aufstehen im Ofen entfacht hatte, war es bei solch harschen Minusgraden schwer, den stählernen Rumpf des Bootes ausreichend warm zu bekommen. Das war einer der Nachteile des Lebens auf einem Hausboot: von unten das kühle Wasser und von oben Schnee, Regen und Eis. Ständig musste sie aufpassen, dass die Rohre nicht einfroren. Hoffentlich käme ihr Mitbewohner und gleichzeitig der Besitzer des Hausbootes bald zurück, dann wäre sie wenigstens nicht so allein. Aber Kjell trieb sich irgendwo in Syrien herum, und Gott allein wusste, wann er hier aufkreuzen würde.

Sie lenkte ihre Aufmerksamkeit auf ihre Aufgabe. Professor Henrey hatte sie eingeladen, einen neuen Onlinetest zu absolvieren, und ihr den Link dazu geschickt. Außerdem gäbe es im April in New York eine kleine Konferenz zu dem Thema »Super-Recognizer versus Künstliche Intelligenz«, und er wollte unbedingt, dass sie als sein Vorzeigeobjekt mit dabei wäre. Marit musste schmunzeln. Henrey war Mitte 50, hatte eine charmante Frau und drei wundervolle Töchter. Und sie, Marit, war sein viertes Baby. Wenn sie wieder einmal erfolgreich einen Täter identifiziert hatte, war er genauso stolz auf sie, als wenn eine seiner



Töchter ein Examen bestanden hätte. Etwas, das in Marits Familie immer als selbstverständlich gegolten hatte. Studienabschluss mit Auszeichnung, hart arbeiten, Ehrgeiz zeigen. Für erfolgreich abgelegte Prüfungen hatte sie nie ein Lob bekommen. Es war obligatorisch, dass man im Hause Iversen Erfolg hatte.

Ja, dachte sie, vielleicht fliege ich nach New York. Es würde guttun, ein wenig Zeit mit Jeff zu verbringen.

Sie stand auf und ging, die Decke noch immer fest um die Schultern geschlungen, in die zum Wohnzimmer hin offene Küche, wo sie sich Teewasser aufsetzte. Wenig später nahm sie die dampfende Tasse mit zum Sofa. In dem Moment, in dem sie sich setzte, klingelte das Telefon.

»Kjell Martinsson«, stand auf dem Display. Ihr Mitbewohner! Hastig stellte sie die Tasse ab, sodass der heiße Inhalt überschwappte. Leise fluchend griff sie zum Smartphone und schüttelte ihre verbrühte Hand.

»Hallo? Kjell? Wo bist du? Geht es dir gut?«

»Hej, Marit ... ich ... am ...gen ... über ... ja?«

»Was hast du gesagt? Die Verbindung ist ziemlich schlecht.« Marit hielt mit einem Finger das andere Ohr zu und versuchte, zwischen dem ganzen Knacken und Rauschen zu verstehen, was er sagte.

»Mei...te ...end...st ... da? Ich ...en ... bald.«

»Sorry, Kjell. Ich verstehe kein Wort. Schick mir eine Nachricht. Dann kann ich sehen, was du willst. Okay?« Die Verbindung brach ab, und wartend hielt sie das Telefon in der Hand, doch nichts geschah. Das war häufig so. Kjell war irgendwo in der Walachei unterwegs, und sie durfte entschlüsseln, was er wollte. Sorgen stiegen in Marit hoch. Hoffentlich war ihm nichts passiert und er brauchte ihre Hilfe. In seinem Job konnte jede Sekunde etwas geschehen, das ... Sie wagte es nicht, diesen Gedanken weiter auszuführen. Wie immer, wenn sie auf das Thema Kjell und seinen Job kam, erfüllte sie diffuse Angst.

Sie sah auf das gerahmte Bild, das über dem Sideboard umgedreht an der Wand hing. Dahinter klemmte ein Briefumschlag. Der steckte dort schon seit bestimmt sechs Jahren. Seit sie und Kjell sich wieder über den Weg gelaufen waren und sie bei ihm eingezogen war. Auf rein platonischer Basis natürlich.

Auf dem Umschlag stand in Kjells schöner Handschrift: »Im Falle meines Todes zu öffnen von Marit Rauch Iversen«.

Der Brief wirkte bedrohlich auf Marit. Hing dort wie ein spitzer Eiszapfen über einer Toreinfahrt. Bereit, bei der kleinsten Erschütterung herunterzufallen.

Sie wandte den Blick ab und nippte am Tee. Kjell hatte sich gemeldet. Er lebte also. Kein Grund, an das Schlimmste zu denken. Dennoch, Kjell fehlte ihr. Sein leises Murmeln, wenn er in seiner Dunkelkammer Fotos entwickelte. Das Rascheln, sobald er im Wohnzimmer saß und die fertigen Abzüge durchging. Oder seine sachten und selbstverständlichen Handgriffe beim Essenzubereiten in der kleinen Küche.

Marit fröstelte. Wenn Kjell nicht da war, war es gleich viel kälter auf dem Hausboot.

Sie setzte ihre Brille auf. Dann zog sie den Laptop auf dem Couchtisch zu sich heran und öffnete Professor Henreys Test. Auf dem Bildschirm erschien das Gesicht eines Mannes, und Marit konzentrierte sich auf die frontale Schwarz-Weiß-Aufnahme. Eine Uhr am oberen Rand tickte runter. Nach 15 Sekunden sprang das Bild um. Nun waren acht verschiedene Gesichter zu sehen, alle im Profil, leicht verzerrt und grobkörnig, wie man es von Überwachungskameras kannte. Ohne zu zögern, klickte Marit eines davon an. Danach tauchte wieder ein einzelnes Gesicht auf, das sie sich einprägte, und kurz darauf acht neue Aufnahmen, aus denen sie wählen musste. Das machte sie 14-mal, danach war der Test zu Ende und lieferte das Ergebnis. Marit hatte 14 von 14 Punkten. »Herzlichen Glückwunsch, Sie sind ein Super-Recognizer«, stand darunter, zusammen mit der

Mailadresse von Professor Henrey und der Bitte, sich bei ihm zu melden, sollte man Interesse an weiteren Tests und einer Teilnahme am Forschungsprogramm haben.

Marit schrieb Jeff Henrey eine kurze Nachricht, dass der Test gut ausgearbeitet war – nicht zu schwer und nicht zu leicht – und sich zum Ende hin steigerte. Anschließend klappte sie den Laptop zu und sah auf die Uhr. Fast 12 Uhr mittags – und ihr wurde jetzt schon langweilig. Entspanntes Nichtstun war einfach nicht ihre Sache. Sie brauchte endlich einen neuen, richtig interessanten Auftrag. Einerseits war es ja gut, dass die Polizeibehörden sie nicht anforderten, denn das bedeutete, dass im Moment kein Verrückter die Welt unsicher machte. Aber die Arbeit fehlte ihr, und leider kam auch über ihr zweites Beschäftigungsfeld nichts rein. Kein Auftrag für die Privatermittlerin Rauch Iversen. Dank ihrer Recognizer-Fähigkeiten war sie sehr gut darin, verschwundene Menschen ausfindig zu machen. Selbst welche, die bereits sehr lange vermisst wurden. Denn für einen Recognizer spielten Alterungsprozesse keine Rolle. Sie erkannte Menschen in allen Altersphasen wieder. Darin hatte sie sich einen Namen gemacht, und das nicht nur in Dänemark.

Erneut sah Marit nach der Zeit und seufzte.

Kurz nach zwölf.

Sie dachte an ihre beste Freundin Kirsten. Was die wohl gerade machte?

Marit griff zu ihrem Handy, um sie anzurufen, doch sie wurde weggedrückt. Natürlich wusste sie, was das bedeutete, und nahm es ihrer Freundin nicht übel. Wahrscheinlich steckte sie mitten in einem Fall.

Neid stieg in Marit auf. Wenn sie damals bei der Polizei geblieben wäre, müsste sie jetzt nicht herumsitzen und sich langweilen. Dann würde sie sich über zu viele Überstunden und schlechte Bezahlung beklagen. Aber der Truppe den Rücken zu kehren, war eine bewusste Entscheidung gewesen. Die ein-

zig richtige. Würde sie heute noch als Polizistin arbeiten, wäre sie vermutlich inzwischen mehrfach strafversetzt oder schlicht entlassen worden.

Marit griff nach ihrer Teetasse, als sie ein leises Poltern vernahm. Sie hielt inne und lauschte. Es polterte erneut. Diesmal leiser. Waren das die Eisschollen, die von außen gegen den Rumpf des Hausbootes stießen? Oder kamen die Geräusche vom Deck? Auf einem Boot war es manchmal schwer, den Ursprung von Lauten zu erkennen.

Marit stand auf und stieg mit der Woldecke um die Schultern die Treppe hinauf in das zweite Stockwerk, das sich in den Aufbauten des Schiffs befand. Oben gab es einen Raum mit großer Fensterfront und ein kleineres Zimmer, in dem Kjell schlief. Marits Schlafkabine lag unten, ebenso wie das Bad, Wohnstube, Kjells Arbeitszimmer und seine Dunkelkammer. Insgesamt hatten sie großzügige 120 Quadratmeter zur Verfügung. Mitten im Zentrum Kopenhagens der reine Luxus.

Marit blickte hinaus auf das schneebedeckte Vorderdeck. Die Gartenmöbel waren mit einer Plane abgedeckt und bildeten unförmige weiße Buckel. Vor dem Fenster hingen lange Eiszapfen. Bei einigen fehlten die Spitzen, die zerbrochen im Schnee lagen. Vielleicht war es das gewesen, dachte Marit und wollte zurück nach unten gehen, da hörte sie das Geräusch erneut.

War jemand auf dem Achterdeck?

Normalerweise verirrt sich keine Fremden auf das Schiff. Selbst wenn sie manchmal eine eingeschränkte Privatsphäre hatten, weil Neugierige vom Ufer aus zu ihnen ins Boot äugten, hatte sich noch nie jemand getraut, es zu betreten. Und für die Kiffer von Christiania, die ab und zu in der Gegend herumhingen, war es viel zu kalt.

Unschlüssig stand Marit vor der schweren Eingangstür. Es widerstrebte ihr, nach draußen zu gehen und auf dem Achterdeck nachzusehen. Obwohl sie in Nuuk in Grönland geboren

und dort bis zu ihrem neunten Lebensjahr gelebt hatte, fror sie allein bei dem Gedanken daran. Wie konnte man nur so verweichlichen?

Kopfschüttelnd kehrte sie ins Wohnzimmer zurück und hockte sich in die Decke gewickelt aufs Sofa. Doch sie konnte sich nicht helfen, ihr saß noch immer das beklemmend kalte Gefühl im Nacken, welches die seltsamen Geräusche in ihr ausgelöst hatten. Ihre Laune stürzte in noch eisigere Tiefen, als ihr Blick erneut auf den Umschlag unter dem Bilderrahmen fiel.

## 4. KAPITEL

Mord.

Das Wort löste immer hektische Betriebsamkeit aus, und eine dementsprechende Atmosphäre herrschte in dem Besprechungsraum, den Kriminalkommissarin Kirsten Vinther als Leiterin der Ermittlung im Fall »Eisscholle« zugeteilt bekommen hatte. Pinnwände wurden hin und her geschoben, mit Fotos und Karten bestückt und Computerterminals aufgebaut. Der Raum mit den drei Meter hohen Wänden und dem Stuck an der Decke lag im Herzen des Polizeihauptquartiers – oder auch »dem Bunker«, wie er von allen aus der Truppe genannt wurde. Kirstens Chefin und Leiterin des Morddezernats, Ann Katrine

Therkildsen, hatte dem Fall oberste Priorität eingeräumt und ihr ein 20-köpfiges Team zur Verfügung gestellt. Noch lief alles unter strengstem Ausschluss der Öffentlichkeit und besonders: der Presse. Bis sie erste Ergebnisse hatten, sollte die Journaille außen vor bleiben. Es brachte nichts, die Bewohner der Stadt mit spekulativen Schauermärchen in Panik zu versetzen.

Kirsten sah sich in dem Chaos um. Die alten Heizkörper an den Wänden liefen auf Hochtouren. In der warmen Luft vermischten sich die Ausdünstungen von nassen Schuhen, feuchtem Mauerwerk und angebranntem Kaffee zu einem betäubenden Bouquet. Und irgendeiner aus dem Team hatte Knoblauch gegessen. Kirsten rümpfte die Nase. Unterdessen waren einige Kollegen konzentriert damit beschäftigt, ihre Arbeitsplätze einzurichten, anderen war deutlich anzusehen, dass sie den Samstag lieber zu Hause bei ihren Familien verbringen würden.

Kirsten war es egal, welchen Tag sie hatten. Und wenn es Heiligabend gewesen wäre, sie wäre im Präsidium gewesen. In ihrer Zweizimmerbude in Vesterbro wartete niemand außer dem Staubsaugroboter auf sie. Und den hatte sie noch nicht mal aus seiner Verpackung genommen. Der ganze Kernfamilienquatsch, dieser bis zum Gipfel der Hyggeligkeit hochstilisierte Mama-Papa-Kind-Unsinn, ging ihr am Allerwertesten vorbei. Das war nicht ihr Ding. Klar, ab und an mal ein wenig Sex, um in Balance zu bleiben. Doch das war's schon mit ihrem Repertoire an häuslicher Gemütlichkeit. Kirsten wusste, dass sie wegen dieser Einstellung als Freak galt. Welche Frau wollte denn keine Kinder? Das rief per se Misstrauen beim Rest der Bevölkerung hervor. Das konnte nicht normal sein. Kirsten wollte allerdings gar nicht normal sein. Normal, durchschnittlich, angepasst – das war das dänische Ideal, aber, mal ehrlich, auch stinklangweilig. Natürlich behielt sie diesen Gedanken meist für sich. Und seit sie ihre Mutter davon überzeugt hatte, sich jegliche Kommentare zu sparen, was das Thema Kinder